

URBANE MIXTUREN – EDITORIAL

Christian Peer & Angelika Psenner

1 Während die Haupt- und Großstädte Europas und jene der Neuen Welt durch rapiden Stadtwachstum bereits erste Bevölkerungsexplosionen abzufedern hatten, entwickelte sich Rom aufgrund seiner politischen Randlage – es war nach dem Zusammenbruch des Römischen Reichs zu einer Kleinstadt von 20.000 Einwohner*innen geschrumpft – erst allmählich, wobei die späte Ernennung zur Hauptstadt des geeinten Italien (1871), die verzögert einsetzende Industrialisierung und der allgemeine Exodus des italienischen Volkes das Wachstum weiter verschleppten.

2 Das *Regolamento Edilizio*, also die Bauordnung, schrieb u. a. vor, dass jedes bewohnte Erdgeschoß mindestens einen Meter über dem umliegenden Gelände liegen sollte. Dies führte zur Installation der für Rom typischen reinen Wohngebäude, welche keine straßenzugewandte Erdgeschoßnutzung – d. h. Handel bzw. Gewerbe – zulassen und damit eine gebäudeinterne Nutzungsmischung unterbinden.

3 Die genannten Städte wurden im Rahmen des FWF-finanzierten Forschungsprojekts „Street Level Environment, Vienna“ (2015–2019) am FoB Städtebau der TU Wien u. a. hinsichtlich dieser Fragestellung untersucht.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnt im Städtebau das Nachdenken über die isolierte Behandlung verschiedener urbaner Funktionen als mögliche Antwort auf eine zunehmende Gesundheits- und Hygieneproblematik und hohe Mortalität in den allzu dicht und zu schnell wachsenden Großstädten. Diese frühe funktionale Trennung lässt sich u. a. gut in der städtebaulichen Disposition Roms erkennen, einer Stadt, welche aufgrund der besonderen politischen Situation ein relativ spätes Wachstum erfuhr¹ und die bereits vor Beginn der ersten nennenswerten Wachstumssprünge mit ihrem *Piano Regolatore* (1873 bzw. 1883) und besonders dem *Regolamento Edilizio* von 1862² auf eine quartiersbezogene reine Gewerbe- bzw. Wohnwidmung mit spezifischen Wohnhäusern setzte (z. B. das Industrie- und Arbeiterviertel *Testaccio*).

Im Gegensatz dazu finden wir in anderen gründerzeitlichen Städten (Wien, Berlin, Paris, Prag, Budapest, Basel³) vor allem das klassische Stadthaus, das, wie im Artikel von Angelika Psenner beschrieben, nutzungs offen ist und grundsätzlich mit Wohnen, Gewerbe sowie produzierendem Gewerbe, Handel und Gastronomie verschiedenste Nutzungen aufnehmen kann – damals wie heute. So ist im Fall von Wien, das ebenfalls bereits Ende des 19. Jahrhunderts einen ersten Bauzonenplan erstellte, welcher das städtische Gebiet grob in dichte gemischte Stadt, reines Wohnen in offener Bauweise und Areale „vorzugsweise für Industriebauten“ einteilte, zu beobachten, dass diese Vorgaben letztendlich dennoch nicht zu einer realen Entmischung führten, sondern dass die gebaute Stadt trotz planerischer Trennungsvorgaben bis heute – zumindest was die gründerzeitlichen Areale betrifft – eine grundsätzlich gemischte geblieben ist.

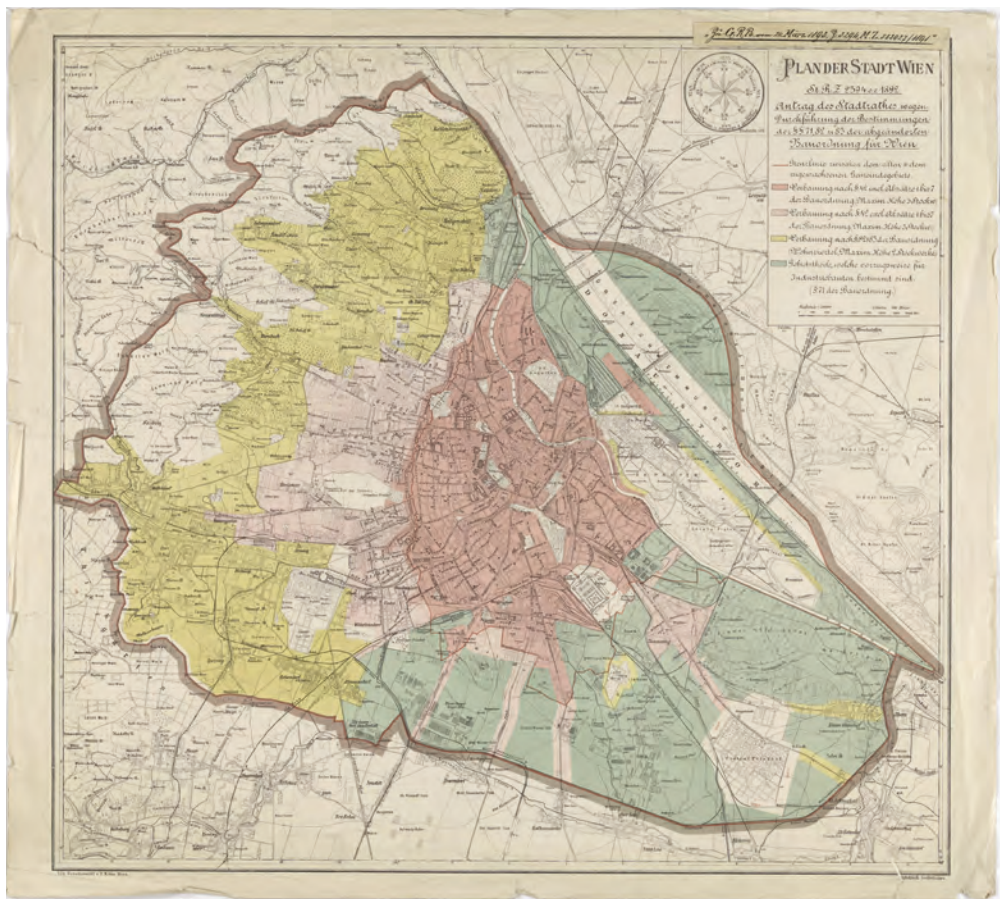


Abb. 1 Bauzonenplan, Vorlage zum Wettbewerb um den Generalregulierungsplan
 Quelle: Wien Museum. Inv: 139672/2. <https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/800827-plan-der-stadt-wien-bauzonenplan-vorlage-zum-wettbewerb-um-den-generalregulierungsplan/>

In der Fachwelt hatte sich der Trennungs- und Ordnungsansatz als (vermeintliches) Versprechen zur Lösung der zunehmend gravierenden sich manifestierenden Probleme der Stadt des ausgehenden 19. bzw. des frühen 20. Jahrhunderts konsolidiert und damit in den Planungsansätzen der nachfolgenden Jahrzehnte etabliert. Besonders prominent wurde dieser Ansatz der „funktionalen Stadt“ bzw. der „autogerechten Stadt“ durch die CIAM-Kongress-Teilnehmer*innen über die Charta von Athen⁴ in Stein gemeißelt und fand zugleich Einzug in die bis heute gebräuchlichen Planungsinstrumente (u. a. Bebauungsplan, Flächennutzungsplan).

⁴ 1933, während des IV. CIAM Kongresses (Congrès International d'Architecture Moderne) in Athen.

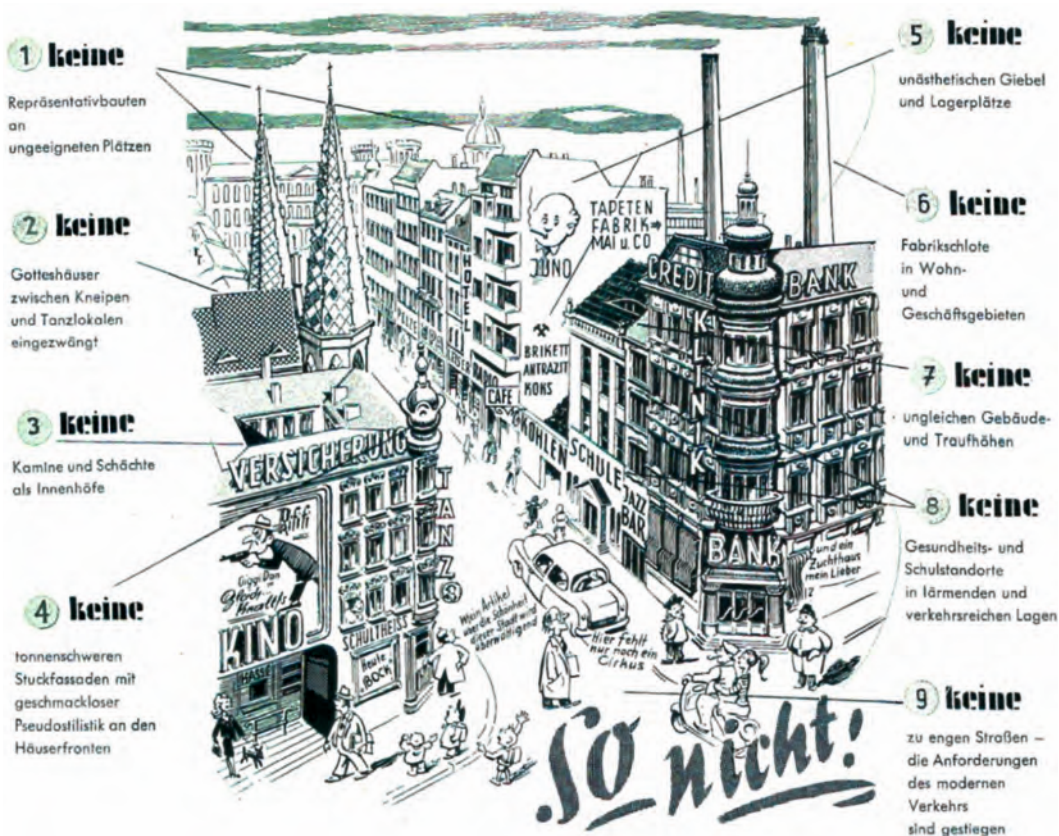


Abb. 2 Ein Plädoyer für Funktionstrennung: „So nicht!“

Quelle: Bezirksamt Kreuzberg (1956). *Wir bauen die neue Stadt: Die städtebauliche Neugestaltung der Luisenstadt im Bezirk Kreuzberg*. Berlin. Zit. in Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH und Bergische Universität Wuppertal (2015). *Nutzungsmischung und soziale Vielfalt im Stadtquartier – Bestandsaufnahme, Beispiele, Steuerungsbedarf Endbericht*, 15. https://difu.de/sites/difu.de/files/archiv/projektel2015_09_endbericht-nutzungsmischung-und-soziale-vielfalt.pdf (15.11.2023)

Interessant ist, dass bezüglich Sinnhaftigkeit und Erfolg der Entmischung von Stadträumen und -funktionen bereits früh, und zwar durchaus auch unter den ursprünglichen Vertreter*innen dieses Ansatzes, erste Zweifel aufkamen, die spätestens ab dem ersten Nachkriegs-Kongress in Bridgwater 1947 intensiv und breit diskutiert wurden. Nicht zuletzt diese Grundsatzdiskussion, welche auf Druck der jungen CIAM-Riege, allen voran Jaap Bakema, Georges Candilis, Aldo van Eyck sowie später auch Alison und Peter Smithson, stattfand, führte zu Zerwürfnissen innerhalb des CIAM und

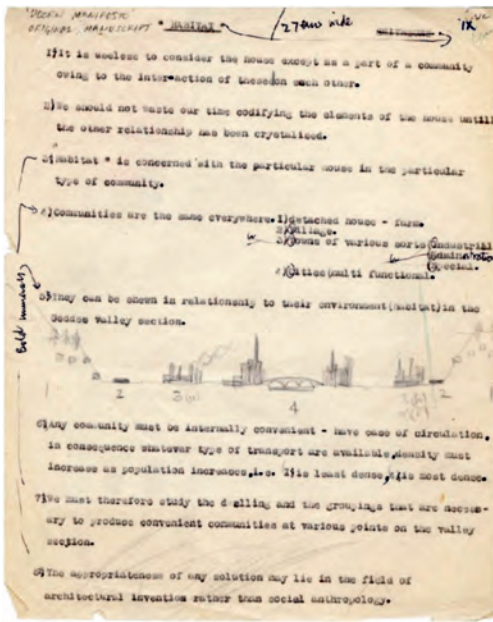


Abb. 3 Doorn Manifest, Team 10 – Typoskript von „Habitat“, auch bekannt als „Doorn Manifesto“, 1954
Quelle: Heuvel, D. van der, & Risselada, M. eds. (2005).
Team 10: *In Search of a Utopia of the Present 1953–1981*.
Rotterdam: NAI Publishers, 42. Quelle: Collection Het Nieuwe Instituut/ TTEN, 9–1 (Team Ten archive) oder <https://evolutionaryurbanism.com/2017/03/24/the-doorn-manifesto/> (15.11.2023)

letztendlich 1958 zu dessen Auflösung sowie zeitgleich zum losen Zusammenschluss einer neuen Architekt*innengruppe, die unter dem Namen „Team 10“ firmierte. Die oben Genannten sollten zu deren Gründungsmitgliedern gehören. Unter den Vordenker*innen hielt der Glaube an das dogmatische Prinzip der funktionalen Trennung im Städtebau also nur wenige Jahre an, es wurde vielmehr bald nach Inkrafttreten wieder in Frage gestellt. Über die im Doorn-Manifest (Team 10 1954) mit „Habitat“ umschriebene ganzheitliche Sichtweise von Lebensraum wurde z. B. eine gewisse Interdependenz von Gebäude und Umfeld vorweggenommen und zugleich eine „Gruppierung zu zweckmäßigen Gemeinschaften“ (convenient communities) verlangt. Es versteht sich, dass hier bereits die Rede von alternativen Wegen zu Urbanen Mixturen ist.⁵

⁵ Die Entwicklung des Team 10-Diskurses nach 1962 konzentriert sich unter anderem auf die neuen Themen der Bürgerbeteiligung und der Stadterneuerung.

Im Zeichen einer zunehmenden weltweiten Vernetzung und räumlichen Mobilität werden Städte immer mehr zu Orten vielfältiger Zugehörigkeiten. Soziale Diversität und Gerechtigkeit zählen zu den zentralen Herausforderungen einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Unter dem Druck der Komplexität städtischer und naturräumlicher Transformationen (z. B. Urbanisierung, Technologisierung, Ressourcenverbrauch, Klimanotstand und Gesund-

heitskrise) und der damit einhergehenden Unsicherheiten werden eingeübte Routinen weiterentwickelt sowie neuartige Formen des experimentellen Urbanismus erdacht und in die Praxis übertragen. Auf einer programmatischen Ebene ist in den letzten Jahrzehnten zwar scheinbar ein fachlicher Konsens zur kompakten, nutzungs- gemischten Stadt etabliert worden – etwa im Ideal der „Europäischen Stadt“, in der alten und neuen „Charta von Leipzig“ oder in Konzepten der nachhaltigen Entwicklung wie Urbane Agenda 2030. Jedoch erweist sich dieses Bild bei einer kritischen Bestandsaufnahme als weitaus weniger einheitlich, als es den Anschein hat. Gewiss ist vielmehr, dass sich spezifische Trennungs- und Mischungsansätze tief in die akademische Diskussion und in die Planungspraxis selbst eingeschrieben haben, sodass wir intensiv darüber nachdenken müssen, wie wir diese Einschreibungen und deren Folgeschäden erkennen, behandeln und beheben können. Das vorliegende Buch versucht, diesen Anspruch ansatzweise einzulösen, indem die Herausforderungen der urbanen Mischung aus verschiedenen Perspektiven kritisch betrachtet und weitergedacht werden.

Die Idee der Mischung geht davon aus, dass etwas getrennt bzw. trennbar ist. Trotz intensiv ausgetragener Debatten rund um die Hybridisierung von Räumen erweisen sich getrennte Kategorien wie Wohnen und Arbeiten oder Natur und Kultur als erstaunlich hartnäckig. In der Praxis scheinen Sphären am Werk zu sein, die ihren eigenen Logiken folgen und ihre Ansprüche in unterschiedlicher Weise und Stärke hervor- bzw. einbringen. Aber selbst wenn von Hybridisierung gesprochen werden kann: Inwiefern ist das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Tätigkeiten, Zuständen und Verhaltensweisen und deren räumlicher Ausformung für die Gestaltung eines vielfältigen Stadtgewebes von Relevanz? Wesentliche Grundlage einer vertieften Auseinandersetzung ist die zeitliche und räumliche Lokalisierung derartiger Überlegungen sowie deren Verknüpfung mit den (kollaborativen) Praktiken der Stadtentwicklung zur weiteren Konkretisierung und Veranschaulichung.

Als Ansatzpunkt dafür schlagen wir den Begriff der „Mixtur“ vor, der, anders als das Indifferente des Hybrids oder die Mischung als statisches bzw. statistisches Mengengerüst, etwas durch und durch Konkretes und Situatives hat: Die Mixtur konfrontiert uns mit einer dynamischen Relationalität, bei der das Verhältnis zwischen Prozess und Zutaten entscheidend für die Wirkung ist. Die Wirkung der Mixtur steht nicht in direktem Zusammenhang zu ihrer Menge: Manche Elemente können schon in sehr geringer Dosis große Würze entfalten, andere sind als Trägermaterial zwar farb- oder geschmackslos, aber gerade deswegen essenziell. Denn gerade bei der Mixtur spielt die Kunst des Prozesses – Form, Intensität, (Aus-)Dauer – eine entscheidende Rolle. Das bedingt, dass die Ingredienzien in ihrem Werden immer wieder sich selbst überlassen sind sowie dass der Mixtur das Element der Überraschung und des Nicht-Steuerbaren zueigen ist: Die Mixtur gelingt jedes Mal anders. Insofern lassen sich aus Mixturen keine allgemeingültigen Rezepte ableiten, vielmehr regen sie dazu an, die jeweils adäquate Mixtur für einen Ort in sensibler Annäherung, zu einem bestimmten Zeitpunkt und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln entstehen zu lassen.

Der Band „Urbane Mixturen“ versammelt in diesem Sinn kritische Beiträge zu aktuellen Tendenzen um die Entwicklung von Stadt. Dabei geht es sowohl um das Weiter- und Umschreiben von bestehenden Stadtstrukturen als auch um das Einweben völlig neuer Entwicklungsareale in die (Stadt-)Landschaft. Mixturen werden von uns Herausgeber*innen als konzeptionelle Ergebnisse architektonischer und planerischer Arbeit, als Netzwerke von Lebewesen und Dingen, als hybride raum-zeitliche sowie noch wenig bekannte Konstellationen aufgefasst, die in städtischen Kontexten situiert ihre Wirkung entfalten. Wir interessieren uns nicht nur für die Intentionen hinter diesen Mixturen, sondern insbesondere für deren Implikationen, die schwer erkennbaren Interaktionen, die relationalen Qualitäten und Widersprüche. So betrachten wir die

Entstehung, Verknüpfung, Wirkung und Veränderung von urbanen Mixturen mit (einer Mischung aus) Neugierde und Skepsis im Hinblick auf die Herausforderung, sie als Architekt*innen und Planer*innen in den häufig äußerst komplexen Geflechten und Entwicklungsprozessen zu verstehen und mitzugestalten.

Vor dem Hintergrund der Frage nach der Entstehungsgeschichte von städtischem (Frei-)Raum widmet *Felix Bentlin* seinen Beitrag der tiefgehenden Betrachtung des historischen Hobrecht-Plans, der ab 1862, dem Jahr des Inkrafttretens dieser stadtplanerischen Grundlage, die gründerzeitliche Stadterweiterung Berlins räumlich determinierte und damit auch die grundlegende Konzeption der heute bestehenden Freiräume und Platzanlagen bestimmte. In seiner stadtmorphologischen Analyse arbeitet Bentlin heraus, dass der seitens eines „Kommissariums“ verfasste Plan eine dehnbare und anpassungsfähige Grundstruktur darstellte, die in den folgenden Jahrzehnten adaptiert und interpretiert wurde. Die untersuchten Platzstrukturen unterteilte er gemäß ihrer Konzeption in Untergruppen – teils begrünt, teils als Verkehrsplatz, teils gestalterisch undefiniert – und konnte daraus eine tiefergehende Reflexion bezüglich ihrer jeweiligen Disposition zur Mischnutzung ableiten. Das umfasst auch die Frage, inwieweit derartige Strukturen heute und morgen prägnant, codierbar und durch unterschiedliche Akteure einer sich wandelnden Stadtgesellschaft aneignungsfähig sind, nicht zuletzt mit der Überlegung, hieraus Schritte für heutige Planungen zu extrahieren.

Angelika Psenner erkundet in ihrem stadt- und baugeschichtlichen Beitrag die historische Komplexität des städtebaulichen Gefüges mit einem Blick auf Qualitäten und Kontinuitäten der Nutzungsvielfalt. In einer systemisch-morphologischen Analyse von Bereichen der Wiener Bestandsstadt des 19. Jahrhunderts untersucht sie mikrostrukturelle Zusammenhänge und macht diese exemplarisch hinsichtlich des Typus „Straße in Nebenlage“ lesbar. Im Kern be-

schäftigt Psenner hier die Frage, welche stadträumlichen Figuren und Layer eine grundsätzliche Mischungsdisposition darstellen können und sich möglicherweise für die europäische Stadt, wenn nicht sogar generell für städtische Landschaften verallgemeinern lassen. Im vorliegenden Text skizziert sie, wie durch den Einsatz bestimmter Architekturen mischungsfreundliche Strukturen geschaffen werden, die eine grundlegende Disposition zur Mixtur bereitstellen, und wie städtische Architekturen das Potenzial hierfür anlegen oder hemmen können. Aus einer Gegenüberstellung der historischen und aktuellen Situation zieht sie schließlich Lehren für künftig zu entwickelnde städtische Strukturen.

Dorothee Huber, Jan Ackenhausen und Ute Schneider beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der Frage, warum die gewerbliche und industrielle Produktion für europäische Städte einen essenziellen Bestandteil der urbanen Mischung darstellt, sowie welche Produktionsformen wo und wie in der Stadt wieder oder weiterhin stattfinden können. Neben einer allgemeinen Einführung in den Topos der produktiven Stadt werden die historischen Industriestädte Brüssel, London, Wien und Zürich als Referenzen herangezogen und vergleichend gegenübergestellt. Ausgehend von der historischen Bedeutung des Handwerks und der Industrie für die europäische Stadt skizzieren die Autor*innen zunächst die Entwicklung gewerblicher und industrieller Tätigkeiten im urbanen Kontext von der Moderne bis in die Gegenwart. In einem zweiten Schritt thematisieren sie den städtischen Raum als begrenzte Ressource vor dem Hintergrund konkurrierender Flächenansprüche und diskutieren aktuelle Maßnahmen, um Gewerbe- und Industrieflächen zu schützen und eine kontrollierte Entwicklung dieser Nutzungen sowie eine Kreislaufwirtschaft im dichten Stadtgefüge zu unterstützen. Anschließend folgt ein differenzierter Blick auf Mischungsmöglichkeiten aus regulatorischer, technischer, planerischer und organisatorischer Perspektive. Wie divers urbane Mischung mit produktiven Tätigkeiten sein kann, veranschaulichen

sechs ausgewählte Projekte: NovaCity I (Brüssel), Greenbizz I / Tivoli Green City (Brüssel), Chandos Road Estate Rechenzentrum (London), Manner Fabrik (Wien), Quartiersentwicklung Ottakringer Brauerei (Wien) und Werkstatt Zürich (Zürich). Dieser Einblick in gegenwärtige Realitäten urbaner Nutzungsmischung bietet einen Vergleich im Hinblick auf den spezifischen Umgang mit Funktionsmischung, die relevanten Planungsregulative und die charakteristischen Merkmale der Projekte. In einem konstruktiven wie auch kritischen Ausblick auf eine künftig vielfältigere Durchmischung fassen die Autor*innen die wesentlichen Erkenntnisse darüber, wie urbane Durchmischung mit Produktion in Städten aktiv gefördert werden kann, wo es Nachholbedarf gibt und was es zu berücksichtigen gilt, abschließend zusammen.

Die größte Frankfurter Siedlung, die Nordweststadt, untersucht *Maren Harnack*, um exemplarisch die Entwicklung städtebaulicher Leitbilder in der Nachkriegszeit von der unmittelbaren Versorgung zur Planung gemischter und als urban verstandener Quartiere nachzuzeichnen und deren Qualitäten einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Dieser detaillierte Befund zur Mischung in Großwohnsiedlungen bedient sich kritischer Vergleiche zu anderen Wohnformen, reflektiert die langfristige räumliche Wirksamkeit öffentlicher Förderungen und berücksichtigt allgemeine Trends wie die zunehmende Konzentration des Einzelhandels oder das generell veränderte Einkaufs- und Mobilitätsverhalten. Harnack hinterfragt insbesondere Normalitätsvorstellungen in den hegemonialen Diskursen um Stadtplanung, Städtebau, Wohnen und sozialem Umfeld, die an den Stadttypus Großwohnsiedlung herangetragen werden und diesen als negatives Gegenbild zum idealisierten Lebensentwurf im Einfamilienhaus wie auch im innerstädtischen Quartier instrumentalisieren. Der analytische Blick auf die Gemischtheit einer prototypischen Siedlung bietet somit eine alternative Perspektive zur vorherrschenden Dichotomie von „euro-

päischer Stadt“ und modernem Siedlungsbau und erweitert die Debatte über urbane Mixturen um eine außergewöhnliche Facette.

Daniela Zupan rekonstruiert die Herausbildung der städtebaulichen Leitvorstellung von der kompakten mischgenutzten Stadt in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich und konstatiert, dass deren zugrunde liegenden Prinzipien heute kaum mehr hinterfragt werden. Hier setzt die Autorin mit der kritischen Beobachtung an, dass eben dieser Status von „Gewissheit“ eine profunde Neubetrachtung unseres Denkens und Handelns erschwert, während aktuelle Herausforderungen wie soziale und räumliche Polarisierung oder Klimanotstand eine tiefgreifende Transformation notwendig erscheinen lassen. Zupan versteht ihren Beitrag als Plädoyer für eine notwendige erneute Verunsicherung und fragt danach, wie eingefahrene Denkmuster wieder aufgebrochen, bestehende Schranken beseitigt und als Gewissheiten anerkannte Prinzipien mit ganz neuen Perspektiven betrachtet und infrage gestellt werden können. Sie identifiziert und beschreibt konkrete Milieus der Unsicherheit, um die aktuelle Situation und deren Dynamiken besser verorten und verstehen sowie Denkanstöße für eine Infragestellung unseres Denkens und Handelns anregen zu können.

Ansätze der experimentellen Entwicklung werden von *Christian Peer* als Gestaltungsoption für urbane Mixturen in den Blick genommen. Das Experimentelle wird im Kontext von Urbanisierung und Urbanität im Sinne urbaner Qualitäten als eine wesentliche Erfahrung des Städtischen verstanden und in diesem Beitrag als „Zeichen der Zeit“ dechiffriert. Exemplarisch wird dies anhand von transformativen Experimenten veranschaulicht, die seit längerem unter der Beteiligung nachhaltigkeitsorientierter Wissenschaften erprobt, untersucht und sukzessive theoretisch fundiert werden. Die Untersuchung verfolgt zwei Anliegen: Die Kontextualisierung von experimentellen Ansätzen soll diese als eine Facette des sozialen

Wandels der städtebaulichen Planung besser verständlich machen und das Verhältnis von städtebaulichem Leitbild und transformativem Experiment im Spannungsfeld von nachhaltiger Entwicklung reflektieren. Der Beitrag bietet eine schrittweise Annäherung an sich verändernde theoretische Ansätze, institutionelle Referenzen und instrumentelle Anwendungen von heutigen experimentellen Entwicklungen sowie damit verbundene Konflikte und inhärente Widersprüche in der Stadtentwicklung. Die Erkenntnisse werden in einer Kritik an transformativen Experimenten zusammengeführt und daran anknüpfend Ausblicke auf zukünftige Entwicklungen aufgezeigt.

Mit Wildtieren als Akteure der urbanen Mixtur und mit deren Integration in die Planung von Städten als Orte der Cohabitation beschäftigt sich das interuniversitäre Forschungs- und *Autor*innenkollektiv Thomas Hauck et al.* Die Autor*innen verfolgen die These, dass in aktuellen Planungsdiskursen eine strategische Transformation von einem exkludierenden und gleichzeitig defensiv-bewahrenden Umgang mit Natur (Schutzgebiete) zu einem integrierenden, die Wirkmächtigkeit von Tieren anerkennenden, nutzenden und offensiv-gestaltenden Umgang (Cohabitation) vollzogen wird. Der Beitrag befasst sich zunächst mit der aktuellen rechtlich-administrativen und räumlich-planenden Steuerung des Vorkommens von Wildtieren in Städten in Deutschland anhand der Hygiene, der Jagd und des Natur- und Artenschutzes als drei historisch gewachsene Handlungsregime. Im darauffolgenden Abschnitt werden der Prozess der Verdrängung von wildlebenden Tieren aus der Stadt und deren Ursachen erläutert. Welche Veränderungen des urbanen Tier-Mensch-Verhältnisses in der Planung notwendig wären, um diese Verdrängung zu stoppen, wird im Anschluss daran skizziert. In den weiteren Abschnitten werden Themenfelder der Stadtplanung vorgestellt, die besonders geeignet erscheinen, um die Förderung von Biodiversität und Wildtieren in der Stadt mit aktuellen Planungsaufgaben zu verknüpfen.

Der Artikel schließt mit einer kurzen Beschreibung der Methode Animal-Aided Design und wie dieses Planungswerkzeug einen Beitrag zu einer Planungspraxis der Cohabitation leisten könnte.

Eine kritische Analyse benachteiligender Raum- und Zeit-Konstellationen in Zeiten der Corona-Pandemie und deren mögliche Konsequenzen für die räumliche Entwicklung bieten *Tanja Mölders und Sabine Hofmeister*, deren Beitrag von einem zweifachen Erkenntnisinteresse an Trennungs- und Vermittlungsverhältnissen geleitet wird: Auf einer allgemeinen ersten Ebene adressieren die Autorinnen die Trennung und Vermittlung zwischen einer sozialen Sphäre der Gesellschaft und einer ökologischen Sphäre der „Natur“, auf einer zweiten Ebene analysieren sie exemplarisch gesellschaftliche Raumverhältnisse anhand von drei ausgewählten (Stadt-)Räumen, die sich während der Corona-Pandemie als „systemrelevant“ erwiesen haben: das „Homeoffice“, urbane Frei- und Grünflächen sowie urbane Gärten. Indem sie danach fragen, wie Trennungen in sozial-ökologischen Vermittlungsverhältnissen argumentiert und legitimiert werden und welche Konsequenzen sich daraus ergeben, zeigen die Autorinnen Macht- und Herrschaftsverhältnisse auf und identifizieren unterschiedliche Positionen zum Leitbild einer nachhaltigen Stadt und der damit assoziierten Transformationsprozesse.

Das Vorhaben einer generellen Kritik der Mischung skizziert *Nikolai Roskamm* mit Denkansätzen, die über den Horizont des in Stadtplanung und Städtebau angelegten Kritisierens hinausreichen und damit den fachintern gepflegten Topos der Mischung grundsätzlich hinterfragen. Seine These, dass in der Umdeutung der Mischung zum übergreifenden stadtplanerischen Leitbild das modernistische Erbe der Mischungsablehnung weiterhin wirksam ist, verbindet er mit zwei parallel geführten Anliegen: Erstens soll das Angewiesen-Sein der städtebaulichen Planung auf eine Kritik der vorhandenen Mischung genauer herausgearbeitet werden. Und zweitens soll das positive Mischungsleitbild einer

grundlegenden Kritik unterzogen werden, um Widersprüche und Problematiken zu identifizieren, die der heutigen stadtplanerischen Rede der Mischung zu eigen sind und die noch immer mit der klassischen städtebaulichen Trennungs- und Mischungsplanung in Verbindung stehen. Roskamm entwickelt seine Argumentation in fünf Schritten, für deren Ausgangspunkt er zunächst bei der Umdeutung der Mischung zu etwas Positivem bei Jane Jacobs ansetzt und anschließend die Praxis der stadtplanerischen und stadtpolitischen Bemühungen um eine gute und stabile soziale Mischung neu interpretiert. In weiteren Ansätzen untersucht er die Mischungs- und räumlichen Umverteilungsziele der New Leipzig Charta und ferner die aktuellen Städtebaudebatten rund um die „Kölner Erklärung“ und die „Düsseldorfer Erklärung“ sowie die dazu verfassten Gegenreden. Resümierend verdichtet Roskamm die aufgezeigten Überlegungen zu einer Kritik an der Mischung.

Die Beiträge in diesem Buch befassen sich mit urbanen Mixturen, deren Veränderungsprozessen und der Rolle von Architektur und Planung. Sie beleuchten damit verknüpfte Widersprüche und Herausforderungen und bringen Beispiele für neuartige Perspektiven und Qualitäten des Urbanen, für deren Sinnhaftigkeit, Erfolg oder Scheitern, um für das heutige und künftige kollaborative Planen und Bauen zu lernen. Dabei wird der Fokus auf den in der Gesamtentwicklung von Städten ebenso populären wie herausfordernden Begriff der Mischung gelegt.